

dieses stillen, arbeitsamen Mannes. Am 15. April 1827 wurde er in Koschweitz als Sohn des Seifenfedermeisters Friedrich Adolf Kaulisch geboren, und zwar als das 15. Kind in 3. Ehe. Seine Mutter, Christiane Charlotte geb. Rothdurft, war eine vorbildliche Christin, die sich mit ganzer Hingebung ihren Kindern aufopferte. Ihr galten auch die innigen Worte des Dichters, der mit 13 Jahren den Vater verlor und dann umsomehr die große, heilige Mutterliebe immer wieder fühlen durfte. Für ihn hat die Mutter gedurft, daß er Lehrer werden konnte.

Nach seinem Besuch des Freiburger Profeminars, wo er als sehr begabter Schüler gelobt wurde, erhielt er 1846 eine Vikarstelle in Seifersdorf bei Koschweitz. Hier entfaltete sich seine Dichterseele und sein Herz fand Zuneigung zu Auguste Wilhelmine Koch, der Tochter des Forstfrons in Roffen, die er 1849 als Gattin heimführte, nachdem er ständiger Lehrer in Seifersdorf geworden war. Der Ehe entsprossen zwei Söhne, von denen der ältere, Gustav Adolf Emil, Bürgermeister von Gottlesba wurde.

Im Sommer 1857 wurde Kaulisch Kirchschullehrer in Ubersdorf bei Schandau und 1862 erhielt er ein Lehramt in Neustadt, wo er bis kurz vor seinem Tode blieb.

Schwärmte der junge Lehrer in Seifersdorf auch poetisch für seine Auserwählte, so sind doch dort auch schon die Anfänge seines tiefen Empfindens für das Elternhaus und die Mutterliebe zu suchen, die durch sein ganzes Leben schwingen. An einem Herbstbuktage 1851 hat er, nach der Mitteilung seines Sohnes Emil, bei starkem Schneefall das schöne Gedicht „Wenn du noch eine Mutter hast . . .“ in Seifersdorf geschrieben.

In die Ubersdorfer Zeit, die ihm wenig Muse ließ bei dem arbeitsreichen Amte als Kirchschullehrer, fiel der Tod der geliebten Mutter, die am 19. November 1860 starb. Doch später wurde der Schmerz dichterische Form in den Gedichten „Am Sterbebett der Mutter“ und „Der Mutter Grab“.

Erst in Neustadt lebte Kaulisch nach ernstem, schweren Jahren wieder mehr auf und hier hatte er den Erfolg, mit einem Gedicht auf die Helden von Gitschin und Königsgrätz von 75 Einsendern als Preisgekrönter hervorzugehen. Er wurde bekannter und sein Sang von der Mutter fand Aufnahme in den verschiedensten Büchern und Druckschriften. Mit seiner Novelle „Therese“ schuf er auch eine gute Prosarbeit. Unermüdet hat er weiterhin noch vieles Schöne geschaffen. Mit 50 Jahren befiel ihn ein schweres Herzleiden, von dem er auch im Sommer 1881 in Dresden, wo er bei seinem Sohne zur Erholung weilte, nicht mehr genesen konnte.

### Immer mit der Ruhe

Ich weech ei der Lausitz a kleenes Raft,  
Do bie ich moanch liebsmol en Gratschen gewaft,  
Und weil mer bei dan Dischkerieren  
Ne ei der Stube wullten frieren,  
Zoat mer a Diesch oan Usen ricken.  
Der Damtsvurstieher wärm't'ch a Nicken;  
Mier andern soafen ei der Runde,  
Und do verging su moanche Stunde.  
Da der Decke roocht de ale Voampe,  
Ber jeden stund an gruze Stoampe  
Mit Kurn und oh a Seidel Bier,  
Und dobei lug mer uns woas vier. —  
Dan eenen Obend, wu's euch goar  
Su tulle kahlt und finster woar —  
's woar schund de zwelfte Stunde im —,  
Do bulderts oa der Diere rim,  
Und Weißlersch August, dar kimmt oa;  
A woar oals Nachtwechter hint droa.  
A toat an woarmen Kurn austrinken

Und glei druf noh an zweeten winken,  
Und endlich langt a noh an Stuhle. —  
Doas woar men Damtsvierstand zu dulle:  
Ne, August, doarst'ch ne lang ushaln;  
Se kinnen ja en Durse stahln."  
Do soacht sich August ruhig nieder  
Und soat zun Damtsvurstieher wieder  
Und schmunzelt, 's woandelt richt'g is ganze Rinne:  
„War sull od stahln? Mer sein ju olle hinne!“

Erich Pompe.

### Der Bettler

Skizze aus dem Grenzleben v. Johannes Friedrich.

Zuerst hatte ich ihm gewohnheitsgemäß gegeben: Einige Kupfermünzen. Einer von den 5—8 Bettlern, die von der Grenze bis zum Kaffeehaus an der Straße saßen, sollte doch eine kleine Freude haben. Nachdem aber sein „Bergelt's Gott, lieber Herre!“ mir einige Male in so kindlich dankbarem Tone in die Ohren geklungen war, gab ich ihm regelmäßig ein Nickelstück. Er kannte mich bald und blinzelte mir mit seinen trüben wasserblauen Augen meist vergnügt schon von weitem zu. Übrigens war er nicht zu verfehlen. Seit einiger Zeit hatte er sich auf einer „Gerümpelausstellung“ eine alte Gitarre erworben und klimperte immer die gleichen drei oder vier Akkorde. Musikalisch war er offenbar keineswegs. So machte er sich bemerkbar, auch wenn man in Gedanken einmal an ihm vorübergehen wollte. Außerdem hatte er sich seit dem letzten Wiedersehensfest der 93er eine alte blaue Soldatenkappe zugelegt, die ihm gottvoll stand. Er markierte, ob bewußt oder unbewußt, die „alte gute Zeit“.

Manch einer ging lächelnd an dem alten ewig klimpernden Bettler vorüber. Er hatte zwei Arbeitsplätze. Von 1—3 Uhr saß er an einer Ecke der Bahnhofstraße. Wenn dann die Züge herein waren, verlegte er seine Tätigkeit auf die Hauptstraße, schlürfte mit seinen langen müden Beinen, die Gitarre unter dem Arme, eilends dahin und ließ sich am Rande einer Anlage nieder. Dort saß er, bis in den Abend hinein.

Sonntags hatte er starke Konkurrenz. Da lag an einer Fabrikede ein Krüppel mit seinen zwei Beinestumpfen auf einer Strohmatten. Weiterhin saß ein Alter, demütig den Hut vor sich haltend. Da war ferner ein fast erblindeter Kriegsverletzter, der, mit einem Grammophon ausgerüstet, die Vorübergehenden mit den Schlagern ergötzte, die vor zwei Jahren Mode waren. Aber Wochentags war er meistens allein.

An der Bahnhofstraße, wo er von 1—3 spielte, war nicht immer starker Verkehr. Da sprach ich ihn eines Tages an. „Nun, wie geht das Geschäft?“

„Schlecht, lieber Herre!“ und er wies auf die Blechschale, auf deren Boden einige ärmliche Kupfermünzen lagen. „Heutzutage sind die Leute hart. Es sind zu schlechte Zeiten. Ich muß froh sein, wenn ich 2—3 Kronen zusammenbringe. Von der Stadt kriege ich den Tag zwei Kronen, davon kann ich mit meiner Frau nicht leben. Wenn mich der liebe Herrgott doch wegnehmen wollte. Was soll ich mit meinen 80 Jahren noch auf dieser Welt? Die wird ja immer schlechter. Aufruhr und Mord, Hungerstot und da in Amerika die Überschwemmungen. Nein, die Welt ist außer Rand und Band!“ — Nach einer Pause: „Es gibt doch keinen Gott mehr. Sonst hätte ich meinen Prozeß gegen die Weltordnung doch gewonnen.“ „Einen Prozeß gegen die Weltordnung?“ unterbrach ich seine Redseligkeit. „Was ist denn das?“ „Ja, mein Prozeß gegen die Weltordnung. Ich habe das Schreiben aufgesetzt. Ich werde es Ihnen einmal mitbringen. Drei Frauen habe ich gehabt und zehn Kinder und muß als 80 jähriger Mann auf der Straße sitzen. Wenn das mein Annerl wüßte! Das war